

Dämon Morphium [Schluss]

Autor(en): **Lion, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dämon Morphinium

VON FRITZ LION

Schluß

Ziemlich nervös drehe ich mich um und sehe an der Wasserleitung, die sich in meinem Zimmer befindet, keinen Hahn. Sie ist auch nur mit einem Drücker zu öffnen. Sehr angenehm ist mir nicht zumute, aber ich mache mir keine Gedanken darüber. Ich denke nur an meine Heilung. Bald darauf liege ich zu Bett und warte der Dinge, die da kommen sollen. Das Mittagessen kommt. Ich bekomme es in einem Blechtopf. Ein Löffel wird daneben gelegt. Messer und Gabel gibt es nicht. Das Essen ist eine undefinierbare Gemüseangelegenheit mit ein wenig Fleisch darin. Ich lasse es stehen. Es fällt mir auch nicht schwer, weil ich kein Hungergefühl mehr kenne und schon monatelang von fast gar nichts mehr gelebt habe. Um neun Uhr abends beginnt hier die Nacht. Es muß alles zu Bett sein. Es wird dunkel gemacht, nur die Nachtlampen brennen noch. An einem Tisch nebenan sitzt die Nachtwache, so daß sie beide Räume übersehen kann. Ich kann nicht schlafen und sehe, wie der Pfleger alle zehn Minuten das Buch weglegt, in dem er liest, an jedes Bett herantritt, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. Alle halben Stunden sticht er eine Kontrolluhr. Ich schlafe in dieser Nacht wenig und wundere mich, daß mein Wohlbefinden am nächsten Morgen noch immer dasselbe ist, trotzdem ich kein Morphinium nehmen kann. Um zehn Uhr kommen die Aerzte. An der Spitze der Geheimrat. Er erkundigt sich nach meinem Befinden. Ich sage ihm, daß es mir noch gut geht. Dann wendet er sich zum Kreis von jungen Aerzten, die ihn umgeben und sagt: «Er hat wohl noch zum Abschied so viel gespritzt, daß er noch für ein paar Tage genug hat.» Den ganzen Tag hält mein Wohlbefinden an, und auf die Frage der Aerzte bei der Abendvisite, wie es mir geht, kann ich immer noch mit einem «Gut» antworten. Ich habe schon die stille Hoffnung, diese plötzliche Entziehungskur ist vielleicht nicht so schlimm, wie man es sich vorstellt. Ich schlafe sogar, als es dunkel wird, wieder fest ein. Aber ungefähr um zwölf Uhr nachts erwache ich. Der mir auch so bekannte Schüttelfrost ist da. Die innere Unruhe, die ich auch zur Genüge kenne, läßt mich keine Minute mehr ruhig liegen. Ich werfe mich in meinem Bett hin und her. Der Pfleger, der die Nachtwache hat, ist sofort bei mir; er versucht mich zu beruhigen. Ich beiße auch wirklich die Zähne zusammen und halte es bis zum Morgen aus. Endlich ist es zehn Uhr. Die Aerzte erscheinen, und ich bitte sie, mir doch zu helfen. Der Tagespfleger meldet trocken aus dem Buch, das die Nachtwache führt: «Die Entziehungerscheinungen haben zwölf Uhr nachts eingesetzt.» Der Oberarzt verordnet zwei heiße Bäder je eine Stunde vor- und nachmittags, dann gehen die Herren weiter. Der Pfleger legt mir von selbst eine Wärmflasche an meine Füße. Mein Kaffee und Butterbrot stehen schon zwei Stunden da. Ich kann nichts anrühren. Oh, nur Morphinium! Morphinium! Ich liege zitternd in meinem Bett. Meine Augen sind nach der Tür gerichtet, als erhoffe ich Linderung von dort. Da erscheint ein Kranker im Türrahmen. Er bleibt eine Weile da stehen, dann tritt er behutsam ins Zimmer, ohne mich auch nur einen Moment anzusehen. Seine Blicke sind stier und gierig auf mein Frühstück gerichtet. Scheu sieht er hinter sich in den Saal hinein, dann ist er mit einem Satz an meinem Bett. Ein Griff, und mein Frühstücksbrot ist in seinen Händen. Mit den Worten: «Du kannst das doch nicht essen, du bist doch viel zu krank», verschwindet er blitzschnell mit seiner Beute. Mir wird jetzt ein Bad zurechtgemacht. Ich kann die Minuten kaum erwarten, bis der Wär-

ter das Wasser eingelassen hat, ich hoffe, daß ich mich darin erwärme. Meine Beine gehorchen mir nicht mehr und drohen, jeden Moment zusammenzuknicken. Ganz vorsichtig wird mir in die Wanne geholfen. Das warme Bad tut mir sehr wohl. Der Pfleger verläßt die ganze Stunde, in der ich in der Wanne sitze, nicht das Badezimmer. Als ich ihn bitte, mir noch heißes Wasser in die Wanne zu lassen, sehe ich, daß auch hier kein Hahn existiert. Das Wasserrohr wird mit einem Schlüssel geöffnet. Nachdem die Stunde vorüber ist, werde ich in mein Bett gebracht. Ich werde dick zugedeckt, aber mein ganzer Körper zittert vor Kälte. Schreit nach Morphinium. Die Wärmflasche wird neu gefüllt, und zwei große elektrische Heizkissen werden mir aufgelegt. Wenn mir auch nichts hilft, so sehe ich doch, daß man mir, soweit das überhaupt möglich ist, meinen Zustand zu erleichtern sucht. Das Mittagessen kommt, ich kann wieder keinen Happen anrühren. So geht es auch mit dem Abendbrot. Aber immer finden sich jetzt Abnehmer dafür. Es hat sich wohl schon im Nebenzimmer herumgesprochen, daß der Neuankommling nichts von seinem Essen anrührt. Immer neue Gesichter erscheinen an meinem Bett, wenn die Mahlzeiten vorüber sind. Es wird nicht viel gefragt, es wird einfach genommen, aber immer nutzen sie den Moment aus, wenn der Pfleger mein Zimmer verlassen hat.

Am Nachmittag bekomme ich wieder ein Bad. Das sind meine einzigen ruhigen Minuten, wenn ich in dem heißen Wasser sitze. Die nächste Nacht ist fürchterlich. Morphinium! Morphinium! Ich kann nicht eine Sekunde Ruhe finden, trotzdem ich ein kleines Glas von einer stark nach Aether riechenden, recht widerlich schmeckenden Flüssigkeit, vor der Schlafenszeit schlucken und eine Tablette Veronal einnehmen muß. An Schlafen ist aber gar nicht zu denken. In dieser Nacht stellen sich auch starke Gliederschmerzen ein. Ich kann nicht mehr, auch nicht einmal für ein paar Minuten, ruhig liegen. Mein linkes Bein zuckt, ohne daß ich ihm Einhalt gebieten kann, dauernd und so stark, daß meine Bettstelle in allen Fugen zittert und kracht. Ich quäle mich die ganze Nacht hindurch. Morphinium! Morphinium! Gibt mir denn keiner etwas? Die Nachtwache ist fast dauernd an meinem Bett, bringt mir frische Wärmflaschen, redet mir gut zu, aber ich werde immer verzweifelter. Ich möchte nach Morphinium schreien, aber ich weiß genau, ich fühle das, hier könnte ich mit dem Kopf vor Verzweiflung an die Wand rennen, ich bekäme nicht einen Tropfen. Oh, wenn es bloß wieder Tag wäre, dann kann man ja dies alles leichter ertragen. Ich vergrabe meinen Kopf tief in meine Kissen, beiße hinein, um nicht laut schreien zu müssen. Aber schon ist der Pfleger wieder da und dreht meinen Kopf nach oben: «Das geht nicht, so können Sie nicht liegen bleiben, da bekommen Sie ja keine Luft.» Endlich graut der Morgen. Die Nachtwache wird von den Tagespflegern abgelöst. Ungeduldig sehne ich die Badezeit herbei, die bringt mir doch wenigstens für eine Stunde ein klein wenig Erleichterung. Um halb neun kommt das Frühstück. Ich kann es beim besten Willen wieder nicht anrühren. Der Pfleger schüttelt den Kopf und sagt: «Das geht aber nicht so weiter.» Dann verläßt er mein Zimmer. Eine Viertelstunde nachher kommt eine Schwester mit einem gekochten Ei und einem warmen Glas Milch an mein Bett. Sie setzt sich auf den Bettrand. Ich konstatierte trotz meines kläglichen Zustandes, daß sie sehr jung und hübsch ist. In lieber, beinahe mütterlicher Weise redet sie mir zu, doch etwas zu mir zu nehmen. Sie sagt:

«Wie wollen Sie denn diese schwere Zeit körperlich durchhalten, wenn Sie nichts essen? Achtundvierzig Stunden haben Sie schon keinen Bissen zu sich genommen. Tun Sie mir doch bitte den Gefallen und machen Sie den Mund auf. Sie brauchen sich nicht anzustrengen, ich füttere Sie schon.» Obwohl die Schwester sich große Mühe gibt, bin ich einfach nicht mehr instande, meine Zähne auseinander zu bringen. Ein fürchterlicher Schüttelfrost und entsetzliche Gliederschmerzen machen mich auch unfähig, ein einziges Wort herauszubringen, aber mit einer Engelsgeduld bleibt die Schwester an meinem Bett. Nach ungefähr einer Stunde erwischt sie einen günstigen Moment und schiebt mir ein paar Stückchen Ei in den Mund. Es bleibt mir nichts weiter übrig, ich muß es hinunterschlucken. Hin und wieder verläßt sie mich für einige Minuten, um die Milch, die inzwischen kalt geworden war, aufzuwärmen. Auch davon muß ich ein paar Schluck trinken. Sie bettelt so lange, bis ich mit großer Anstrengung den Mund öffne. Jetzt quält sie mich aber nicht länger. Sie ist zufrieden, daß sie mir ein halbes Ei und vielleicht zwei bis drei Schluck Milch beigebracht hat. Als sie von meinem Bett aufsteht, sagt sie zu mir: «Das ging doch ganz gut. Ich komme zu jeder Mahlzeit wieder und gehe nicht eher von Ihnen fort, bis Sie etwas, und wenn es auch nur eine Kleinigkeit ist, zu sich genommen haben. Es ist doch netter, wenn Sie bei mir essen; tun Sie es nämlich nicht, kommen zwei Pfleger und füttern Sie mit Gewalt, das ist dann aber gar nicht schön.» Das leuchtet mir ein, und ich lasse mir von nun an die paar Happen, die ich zu mir nehmen muß, von diesem lieben Menschen eingeben. Das dauert fast immer eine Stunde, und so sehr ich mich meistens dagegen sträube, ihre Engelsgeduld siegt am Schluß doch immer. Um zehn ruft ein Pfleger: «Der Geheimrat kommt.» Eine gewisse Erregung bemächtigt sich aller bei diesem Ruf im Saal. Als er an meinem Bett ist, stellt er einige Fragen an mich, ich kann aber nicht antworten. Der Pfleger spricht und sagt dem Geheimrat, daß die beiden Bäder, die ich am Tage erhalte, die einzige Linderung für mich sind. Daraufhin gibt er die Erlaubnis, daß ich vier bis fünf Bäder täglich nehmen kann, wenn ich mich in dem heißen Wasser wohl fühle. Von da an sitze ich sechs bis acht Stunden im Bad. Am fünften Abend ist mein Zustand unerträglich. Morphinium! Morphinium! Die Sehnsucht danach kann ich nicht mehr unterdrücken. Mein ganzer Körper zittert nach dem Gift. Meine Beherrschung ist zu Ende. Ich rufe den Pfleger. Ich will meine Sachen haben und noch heute entlassen werden. Ich will hinaus aus diesem Zuchthaus mit den eisernen Gittern am Fenster. Ich will nicht geheilt werden, das ist hier keine Heilanstalt, das ist eine Folterkammer. Hier werde ich zu Tode gepflegt, keine Minute halte ich das aus.

Morphium! Morphinium! brüllt es in mir. Die Aerzte sollen sofort kommen, schreie ich den Pfleger an. Er geht und nach ein paar Minuten sind zwei Aerzte an meinem Bett. Mit einer Ruhe, die mich zur Verzweiflung bringt, sagt der Oberarzt zu mir: «Nanu, was ist denn mit Ihnen auf einmal los? Sie haben sich doch bis jetzt so vernünftig gehalten.» Meine Vernunft ist aber zu Ende.

Ein Weinkrampf bringt mir etwas Erleichterung. Morphinium! Morphinium! wimmere ich nur noch unverstündlich. Bevor es dunkel gemacht wird, bekomme ich ein Gramm Veronal. Es ist völlig nutzlos. Das ist die sechste Nacht, die ich nicht schlafe. Zweimal lasse ich mir den Arzt kommen, der die Wache hält, und bitte ihn um Schlafmittel.

(Fortsetzung Seite 83)

Er gibt mir jedesmal eine kleine weiße Tablette, aber nichts hilft. Die Nacht nimmt kein Ende. Ich springe wieder aus meinem Bett. Ich bitte den Pfleger, mich doch wenigstens im Saal auf und ab gehen zu lassen, weil ich vor innerer Unruhe nicht mehr liegen kann, er gestattet es mir. Aber schon nach ein paar Minuten breche ich in seinen Armen zusammen. Er trägt mich wie ein kleines Kind in mein Bett zurück.

Ich muß mich in mein Schicksal ergeben. Hin und wieder denke ich an die Flucht, wenn mir die Sehnsucht nach Morphinum die Brust zerreißt, aber das ist ja auch nicht möglich. Die Fenster und Türen sind schwer gesichert. Drei volle Wochen hält jetzt dieser furchtbare Zustand an, drei volle Wochen habe ich keine Nacht ein Auge zugemacht. In dieser Zeit habe ich — ich würde jeden Sonnabend gewogen — dreißig Pfund abgenommen. Ich wiege jetzt nur noch fünfundvierzig Kilo. Dreimal versuche ich mich in der Nacht mit einem Handtuch zu erdrosseln, aber immer werde ich durch die Wachsamkeit des Pflegers daran gehindert. Diese schlaflosen Nächte, trotz Veronal und Medinal, sind grauenvoll. In der Nacht bin ich aber der Schrecken für alle, die keinen Schlaf finden können. Mit einer langen braunen Decke um meine Schultern irre ich ruhelos den langen Gang zwischen den Betten hin und her. Oft bekomme ich zu hören: «Der ist ja viel verrückter als wir alle zusammen.» Sie haben recht. Ich rüttele wie ein Wahnsinniger an den Fenstergittern, wenn ich wieder von unstillbarer Sehnsucht nach Morphinum durchschüttelt werde. Vergebens, die Eisenstäbe geben nicht nach. Ich suche dauernd nach einer Gelegenheit, mich von diesem entsetzlichen Leben zu befreien. Unmöglich. Niemals, so sehr ich aufpasse, liegt ein Messer, eine Schere, eine Schnur oder auch nur eine Stecknadel herum. Wenn ich nur einen einzigen Augenblick solch einen Gegenstand erwische, niemand könnte mich dann hier halten. Die Macht dieser grausamen Aerzte wäre gebrochen.

Der Weihnachtsabend, der mitten in diese entsetzliche Zeit fällt, läßt ihn vollends zusammenbrechen; unter allen Umständen will er seinem Leben ein Ende bereiten.

Am selben Abend läßt mein Pfleger, als er ein paar Tropfen Sahne in meinen Kakao tut, aus Versehen die Blechbüchse auf meinem Nachttisch stehen. Er wird für einige Minuten in den Nebensaal gerufen. Diese kurze Zeit benutze ich, um ein Stückchen Blech von dem Deckel abzdrehen. Ich verstecke es wie ein Kleinod. Kein Klumpen Gold, kein zehnkäriger Diamant kann mich mehr beglücken. Die Sehnsucht nach Morphinum ist ins Ungeheure gewachsen, statt abzubauen. Drei qualvolle Wochen bin ich jetzt hier, schreie nach diesem Gift und spüre nicht einen Funken von Besserung, einundzwanzig schlaflose Nächte haben mich an den Rand der Verzweiflung gebracht. Sämtliche Aerzte mit dem Geheimrat zusammen belügen mich. Ich kann nicht geheilt werden. Ich weiß es genau, ich bin unheilbar. Kein Mensch kann mich vom Gegenteil überzeugen, also fort mit mir! Was hat ein so schwerer Morphinist auf dieser Welt noch zu suchen? Soll ich dieses Martyrium, das vielleicht nur noch mit dem langsamen Rosten auf dem glühenden Ofen in der Hölle zu vergleichen ist, eine Minute länger ertragen, wenn mir die Macht in die Hand gegeben ist, es plötzlich zu beenden? Alles schläft. Nur die Nachtwache macht alle zehn Minuten ihre Runde. Der Pfleger ist eben bei mir gewesen und verläßt mein Zimmer. Ich hole rasch mein Stückchen Blech hervor und versuche, mir damit unter der Bettdecke die Pulsader zu öffnen. Es gelingt mir natürlich nicht. Das Stückchen ist zu klein und zu stumpf. Ich blute, aber an die Ader komme ich nicht heran. Da kommt mir eine andere rettende Eingebung. «Blutvergiftung.» Wenn das gelingt, kann mich kein Mensch mehr retten. Ich bringe mir also jetzt am ganzen Körper blutende Wunden bei. Erst wollte ich es an einem Arm versuchen, da kommt mir der Gedanke, wenn da die Vergiftung von den Aerzten entdeckt wird, nehmen sie dir den Arm ab, und du bist vielleicht verurteilt, noch als Krüppel dieses schreckliche Leben weiterzuführen. Ich mache also ganze Arbeit. Beide Oberarme und Oberschenkel, sogar den Leib verschone ich nicht. Dann nehme ich Schmutz von der Erde auf und schmiere ihn so tief ich kann in die Wun-

den. Mit einem Bleistift, der auf meinem Nachttisch liegt, helfe ich nach. Der Pfleger hat nichts davon gemerkt. Ich bin überglücklich, daß mir die Tat gelungen ist, werde ganz ruhig und erwarte die Erlösung. Ich weiß, daß ich mindestens 24 oder sogar 48 Stunden darauf warten muß. Ich warte gern. Endlich das Ziel. Kein Schrei nach Morphinum mehr. Am Morgen kommt der Pfleger und will mir mein Bad richten. Ich bitte ihn, davon abzulassen und lüge ihm vor, ich fühle mich wohler und brauche es heute nicht. Der wahre Grund aber ist, weil ich Angst habe, daß man meine Wunden entdeckt. So lüge ich mich durch. Zwei volle Tage und Nächte warte ich mit angespanntesten Nerven, daß sich die allgemeine Blutvergiftung zeigt. Aber nichts davon. Am dritten Tage geschieht etwas Merkwürdiges mit mir. Ich, der ich den Tod wie einen gütigen rettenden Engel herbeigeseht habe, zittere plötzlich vor Furcht, daß die Vergiftung noch eintreten könnte. Voller Angst beobachte ich meinen Körper, ob eine Veränderung eintritt, aber es ist nichts zu entdecken. Ich will nicht mehr sterben, leben, leben will ich. Eine entsetzliche Todesfurcht ergreift von mir Besitz, denn ich fühle jetzt zum erstenmal, seitdem ich hier bin, daß mein Blut anders durch meine Adern rollt als bisher. Ich fühle die Hoffnung auf ein neues Leben in mir erwachen, wenn auch nur ganz leise, aber ich fühle es. Ich möchte mich jetzt den Aerzten anvertrauen, damit sie mich retten, wage es aber nicht, weil ich fürchte, daß sie mich nach Entdeckung des Selbstmordversuches in die schwere Abteilung verlegen. Der vierte Tag bricht an. Ich zittere noch immer vor Todesangst. Die Schwester kommt und bemerkt, daß ich etwas auf dem Herzen habe. Sie bittet mich, ihr doch Vertrauen zu schenken. Es ist aber nichts aus mir herauszubringen. Da kommt der Zufall zu Hilfe. Der Ärmel meines Hemdes hat sich am linken Arm hinaufgestreift, und die Schwester entdeckt sofort die Wunde. Wie ein Blitz hat sie mir das Hemd über den Kopf gezogen und sieht, was ich angerichtet habe. Sie macht ein todernstes, vorwurfsvolles Gesicht und sagt: «Das muß ich sofort melden. Sie dürfen keine Minute länger in diesem Zimmer allein bleiben.» Ich halte sie fest und bitte sie flehentlich, nichts den Aerzten zu sagen. Nachdem ich ihr von meiner Todesangst erzähle und ihr mein Ehrenwort gebe, den Versuch nicht mehr zu wiederholen, verspricht sie mir, zu schweigen, obwohl sie die Gefahr, sofort entlassen zu werden, wenn etwas herauskommt, auf sich nehmen muß. Sie holt Jod, bestreicht damit sämtliche Wunden. Es hat sich schon Schorf gebildet, und ich bin überglücklich, als sie mir versichert, daß alle Gefahr vorbei sei. Mein gesundes Blut hat diesen furchtbaren Angriff glänzend abgeschlagen. Mit allen Fasern hänge ich jetzt am Leben. Ich möchte die Aerzte alle um Verzeihung bitten. Sie haben mich nicht belogen, als sie mir Heilung versprochen haben. Sie sind bestimmt auch keine Henkersknechte. Es sind wundervolle Menschen mit ihrem Geheimrat an der Spitze. So klar kann ich jetzt schon denken. Ist das nicht wunderbar?

Als der Geheimrat mich das nächstemal mit seinem Aertzestab besucht, mache ich ein wesentlich vergnügteres Gesicht als in den vergangenen Wochen. Er erkundigt sich nach meinem Befinden, obwohl er mir auf den ersten Blick ansieht, daß die Krisis hinter mir liegt. Ich antworte ihm strahlend: «Viel, viel besser, Herr Geheimrat.» «Na, wollen Sie jetzt noch hier heraus?» fragt er mich. Meine Antwort ist ein deutliches «Nein». Und indem er sich zum Gehen wendet, dreht er sich noch einmal nach mir um und fragt mit einem Lächeln: «Und nicht wahr, Sie werden mich nicht mehr wegen Freiheitsberaubung verklagen?» Unter herzlichem Lachen verlassen die Aerzte dieses Mal mein Zimmer. Als ich wieder allein bin, fühle ich plötzlich Schmerzen in der Magengegend. Ich bin mir nicht klar darüber, ob das der Magen oder die Galle ist. Ich will schon einen Arzt rufen lassen, da weiß ich auf einmal, was mir fehlt. Es ist Hunger. Aber das ist kein gewöhnlicher Hunger, das ist ein Heißhunger, wie ich ihn noch nicht kennengelernt habe. Ich rufe den Pfleger und bitte ihn, er möchte mir, da noch keine Essenszeit ist und ich das keine Minute länger aushalte, Brötchen holen lassen. Da lacht er und sagt: «Aha, die Fresserei geht los.» Binnen kurzer Zeit steht ein Riesensack mit frischen Semmeln auf meinem Nachttisch. Innerhalb einer halben Stunde habe ich zwanzig trockene

Brötchen verzehrt. Meine Magenschmerzen sind beseitigt und ich fühle mich sehr wohl. Was ich von diesem Moment an «fresse» — der Pfleger hatte ganz recht, essen konnte man das nicht nennen —, ist einfach unbeschreiblich. Zum Mittagbrot verzehre ich drei bis vier Blechtöpfe voll von demselben Essen, das ich vor drei Wochen kaum angerührt hatte. Es schmeckt mir jetzt großartig. Ein Liter Milch und zwei Eier täglich bekomme ich noch als Extrazulage, aber das reicht alles nicht hin und her, um meinen Hunger zu stillen. Ich bitte meine Schwestern um Nahrungsmittel, und jede Woche kommt ein großes Paket mit Wurst, Brot, Butter, Kakao, Zucker von ihnen. Aber kein Paket bekomme ich ungeöffnet. Der Inhalt ist genau vorher untersucht, bis ich ihn ausgehändigt bekomme. Der Zucker und der Kakao ist in der Apotheke geprüft, ob kein Morphinum in ihm enthalten ist. Das Brot und die Würste sind kreuz und quer durchschnitten, ob nicht Morphinumampullen oder eine Spritze darin eingebacken sind. «Das ist alles schon hier vorgekommen», sagt mir der Pfleger, «deshalb ist man so vorsichtig.» Es geht auch kein Brief, der nicht von den Aerzten gelesen ist, aus der Anstalt heraus. Ebenso sind alle vorher geöffnet, die man erhält.

Meine Erholung geht jetzt rasch vorwärts. Durch meine groteske Fresserei nehme ich jede Woche einige Pfund an Körpergewicht zu, und damit wachsen auch meine Kräfte wieder. Das Zittern hört gänzlich auf. Wie neu geboren fühle ich mich und sehe mit festem Vertrauen in die Zukunft. Viele Wochen vergehen, und es kommt kein Rückschlag. Ich fange schon an Bücher zu lesen und Krankengeschichten für die Aerzte abzuschreiben, die mich sehr interessieren.

Noch mehrere Wochen verbringt er, ein geretteter Mensch, in der Anstalt, um dann als geheilt entlassen zu werden.

Am Morgen meiner Entlassung bin ich sehr aufgeregt. Ich soll jetzt plötzlich meine Freiheit, meine Selbständigkeit wieder bekommen. Das neue Leben da draußen, wie werde ich damit fertig werden? Ich bin ganz mittellos. Der Existenzkampf beginnt wieder, werde ich dem gewachsen sein? In dieser Stimmung kommt der Geheimrat zu mir mit den Worten: «Nun, mein Freund, die Türen öffnen sich jetzt für Sie. Die Freiheit winkt, aber mißbrauchen Sie sie nicht, bleiben Sie fest gegen jede Versuchung. Lassen Sie sich nicht im Kampf um die Existenz, wenn einmal etwas nicht gleich so glückt, wie Sie es wünschen, umwerfen. Wir haben alles getan, was wir tun konnten. Ihr Körper ist frei von dem Gift und völlig erholt. Sie brauchen es nicht mehr. Jetzt kommt alles auf Sie an, denn wir bewachen Sie nicht mehr. Also Kopf hoch und viel Glück da draußen, und wenn noch mal so ein kleines Frösteln den Rücken hinunterrieseln sollte, dann trinken Sie einen anständigen Kognak, das ist viel bekömmlicher.» Dann verlasse ich, mit iniger Dankbarkeit im Herzen für dieses wundervolle Institut, die Charité.

Die Heilung bewährt sich auch in der Freiheit; zunächst nimmt er zwar allzuhäufig seine Zuflucht zum Alkohol, aber auch dieses Stadium wird überwunden. Seine künstlerische Kraft kehrt wieder, er findet ein Engagement und heiratet das Mädchen, das er schon lange liebte.

Sieben Jahre sind seitdem vergangen. Ich bin unbeschreiblich glücklich geworden. Ich glaube, meine kleine Frau auch. Ich bin nicht mehr allein. Unter meinem Schreibtisch kriecht ein dreieinhalbjähriges Mädchen umher. Es zapft mich an den Beinen, steckt mir hin und wieder sein dunkles Köpfchen entgegen und fragt mit seiner süßen Kinderstimme: «Vati, du kaufst mir doch einen schönen Roller, nicht wahr?» Ich bitte um Verzeihung für dieses happy end, ich bin aber nicht schuld daran. Diese Schuld trifft ganz allein meine tapfere Frau. Ich schreibe tapfer, weil doch schon ein bißchen Mut dazu gehört, einen gewissen Morphinisten zu heiraten. Wäre sie nicht meine treue Gefährtin in guten und schlechten Zeiten gewesen, dann wäre das Ende dieses Buches höchst unglücklich geworden.

Klärt dieses Buch meine Leser über dieses Gift, wenn es sich in unrechten Händen befindet, auf und zeigt es den Morphinisten, die es lesen, den einzigen Weg zu ihrer Heilung, dann ist der Zweck dieses Buches voll erreicht.